

Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 46 (1994)
Heft: 9

Artikel: Zelluloides Festmahl
Autor: Waldner, Judith
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-932139>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zelluloides Festmahl

Mitte August ging das Filmfestival Locarno zu Ende. Ein Blick auf herausragende Filme des Wettbewerbs und auf einige in Locarno gezeigte Filme, die demnächst in die Kinos kommen.

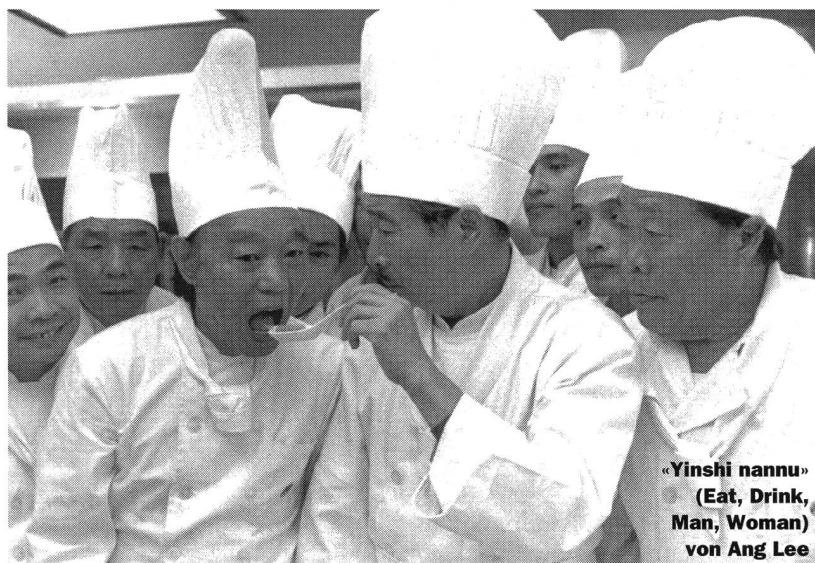
Judith Waldner

Über 300 Filme verschiedener Längen, Herkunftsländer und Genres flimmerten in den ersten zwei Augustwochen über die Leinwände des Filmfestivals in Locarno: Ein Zelluloid-Schlaraffenland für Cinéphile wie für Gelegenheitsfilmfreunde und -freundinnen, zwischen dessen Delikatessen sich allerdings auch vereinzelt Ungeniesbares ausmachen liess. Ein Programm, das einem nicht selten vor die Qual der Wahl gestellt hat, vor allem weil davon ausgegangen werden konnte, dass etliche der gezeigten Filme nach Locarno nirgends mehr zu sehen sein werden.

Rasant bis heiter

Ein Problem, das sich bei vielen der auf der Piazza Grande programmierten Filme nicht stellt. «Trois couleurs. Rouge» (vgl. Seite 24) und «Pulp Fiction» (vgl. Seite 31) laufen bereits in diesem Monat an, der rasante Actionthriller «Speed» des Amerikaners Jan De Bont steht ebenso auf der Herbstvorschau der Kinos wie Allesandro D'Alatri's «Senza pelle», eine Story um einen sympathischen Psychopathen, der sich in eine Frau verliebt, was ihrem Partner gar nicht gefällt.

Besonders freuen darf man sich auf «Muriel's Wedding» des Australiers P.J. Horgan und auf «Yinshi nannu» des in den USA arbeitenden Taiwaners Ang Lee, die ebenfalls diesen Herbst starten werden. Hogans Film ist eine klassische Emanzipationsgeschichte über die Entwicklung der in Kitschträumen gefangenen Muriel zur selbständigen Frau. Zwar geht der Wandel von der Raupe zum Schmetterling ein bisschen gar ruckzuck, trotzdem überzeugt diese kleine Komödie durch Intelligenz und spritzigen Witz. Ang Lee, bekannt geworden mit «Hsi



«Yinshi nannu»
(Eat, Drink,
Man, Woman)
von Ang Lee

yen» (Das Hochzeitsbankett, ZOOM 10/93), schliesst mit «Yinshi nannu» (Eat, Drink, Man, Woman) seine Trilogie über Väter ab (deren erster Teil hierzulande leider nie im Kino war). Seine heiter-amüsante Story von einem Koch und seinen sich emanzipierenden Töchtern dreht sich, kurz gesagt, um den Konflikt zwischen Moderne und Tradition.

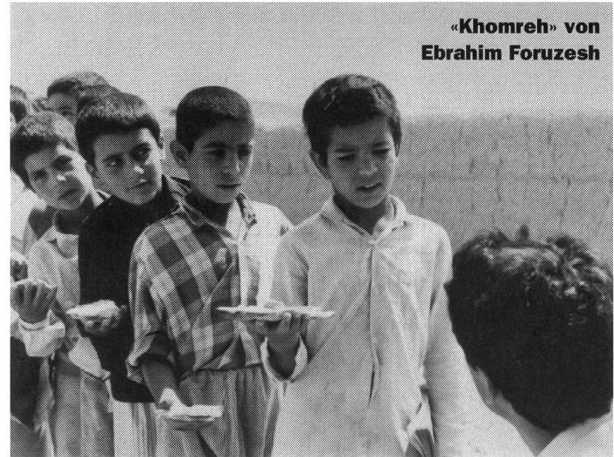
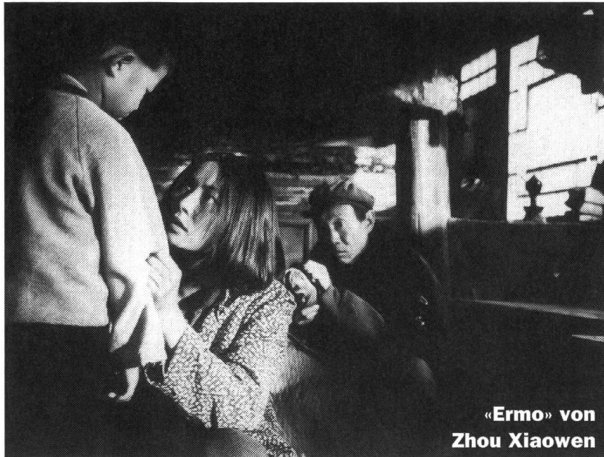
Frauen, stark und schwach

Gross ist der Kontrast zwischen dem Kino unter freiem Himmel auf der Piazza Grande und demjenigen in der umfunktionierten Sporthalle Fevi. Ambiente ist weder in deren öden Umgebung noch im Inneren auszumachen, von ihrer ungenügenden Infrastruktur her betrachtet kann die Halle nicht einmal als funktional bezeichnet werden. Ebendort lief der Wettbewerb, wie an allen grösseren Filmfestivals auch in Locarno das

Herzstück des Programms. Der war dieses Jahr – obwohl immer noch an Überfrachtung leidend und mit einigen Filmen bestückt, über die man am liebsten schnell das Tuch des Vergessens gebreitet hätte – viel erfreulicher anzusehen als auch schon. So dürften vom Jahrgang 94 verschiedene Filme eine Chance auf eine Auswertung in den Kinosälen haben. Fest steht bereits, dass eines der eindrucklichsten Werke des Concorso schon Ende September startet: «Personne ne m'aime» (vgl. Seite 28), der ►



«Personne ne m'aime»
von Marion Vernoux



erste Kinospießfilm der nur 26jährigen Französin Marion Vernoux. Sie erzählt auf amüsante Art von den Stärken und Schwächen einer Gruppe Frauen, davon, wie sie mit Enttäuschungen in Sachen Liebe fertigwerden.

Anders als die fünf Frauen in «Personne ne m'aime» (die übrigens für ihre formidable darstellerische Leistung mit einem Bronzenen Leopard ausgezeichnet wurden), findet sich eine der Hauptpersonen in einem weiteren französischen Wettbewerbsbeitrag gar nicht zurecht im Leben: Marie in Christine Carrières Film «Rosine», in dessen Mittelpunkt eine fatal zu nennende Mutter-Tochter-Beziehung steht. Marie, knapp dreissig, lebt mit ihrer 14jährigen Tochter Rosine in einer kleinen Industriestadt. Bald liiert sich die Halt im Leben suchende Frau nochmals mit einem Verfloresenen, dem Vater von Rosine. Der entpuppt sich als grob und gewalttätig – was Marie nicht davon abhält, von einer Heirat zu träumen – und hat keinerlei väterliche Gefühle gegenüber Rosine. Im Gegenteil: Er missbraucht seine Tochter und droht ihr, der Mutter etwas anzutun, falls sie das Vorgefallene nicht für sich behält. Rosine gelingt es letztlich zwar, aus der Situation auszubrechen, trotzdem bleibt ein Wunsch: derjenige, dass die Regisseurin weiter gegangen wäre, als bloss – profan gesagt – ein so tristes wie überfälliges Bild von Frauen als Opfer zu zementieren. Abgesehen davon ist der in Locarno mehrfach ausgezeichnete Film «Rosine» ein gelungenes, unter die Haut

gehendes Debüt, engagiert, sensibel und fern jeder Effekthascherei.

Moderne kontra Tradition

Ganz anders als Marie managt Ermo, eine einfache, manchmal ein wenig gar naiv wirkende Frau im gleichnamigen Film des Chinesen Xiaowen Zhou ihr Leben. Sie wohnt mit Mann und Sohn in einem abgelegenen Dorf. Jeden Abend stellt sie Nudeln her – eine schweisstreibende Arbeit – und verkauft diese tagsüber auf dem Markt. Mit ihrem kränkelnden Gatten und den dürftigen Einkünften hat sie gegenüber der wohlgenährten Nachbarin, bei der ihr Sohn oft fern sieht, einen schweren Stand. So beschliesst Ermo eines Tages, den grössten Fernseher zu kaufen, den es gibt. Sie verlässt Heim und Herd, Sohn und Mann, um fortan in der Stadt zu arbeiten, wo einfacher zu Geld zu kommen ist. Am Schluss steht der ersehnte Flimmerkasten zwar im Haus, doch statt Zufriedenheit schwingt fortan eine melancholische Apathie das Zepter. «Ermo», ein schnörkelloser, in bestechenden Bildern erzählter Film, zeigt eine Kultur im Umbruch, ohne das Neue moralisierend gegen das Traditionelle auszuspielen, ist witzig, begegnet seinen Personen mit Liebe und wurde mehrfach mit ersten Preisen bedacht: von der Ökumenischen Jury, von derjenigen der Jugend und der Filmkritik.

Gleich zwei Filme aus dem Iran wurden zur Leopardenjagd eingeladen und gewannen auch die ersten beiden Preise der offiziellen Jury. Der Silberne Leo-

pard ging an Kiyânush Ayyâri für «Abadani-ha». Er erzählt dieselbe Geschichte wie in Vittorio De Sicas Kinoklassiker «Ladri di biciclette» (1948), nur wird diesmal ein unbedingt benötigtes Auto gestohlen. Der Film, ein gelungenes, auf die heutige Zeit übertragenes Remake, wirft einerseits einen unsentimentalen Blick auf ein Einzelschicksal, andererseits auf Alltägliches. Dass er als politisches Statement hinsichtlich der Zustände im Iran aufzufassen ist, kann aus dieser Distanz nur vermutet werden. Wie «Abadani-ha» ist auch der Gewinner des Goldenen Leoparden, «Khomreh», der neorealistisch geprägten Schule des iranischen Kinos verpflichtet. In Ebrahim Foruzeshs unpräzise, poetischem und kraftvollem Film beginnt eines Tages der Krug im Hof einer Dorfschule zu rinnen. Um dessen Reparatur oder die Beschaffung eines Ersatzes geht es nun: kein einfaches Unterfangen, Geld fehlt, Material und Können ebenfalls, und so stehen etliche Irrungen und Wirrungen, Anklagen und Wutanfälle an.

Schweizer Beiträge im Wettbewerb

Zu den Enttäuschungen im Wettbewerb sind zwei der drei Beiträge aus der Schweiz zu zählen. In Patricia Plattners «Le livre de cristal» weilt ein europäischer Orientalist fortgeschrittenen Alters in Sri Lanka, wo er eine von Buddha diktierte Inschrift entziffern soll und sich mit seiner Vergangenheit konfrontiert sieht. Eine Story mit guten Ansätzen, die

jedoch im Trivialen stecken bleibt und deren verschiedene Elemente nicht zusammenfinden. Nicht viel Erfreulicheres gibt es über den neusten Film von Tanja Stöcklin zu sagen: Ist die Liebesgeschichte zwischen zwei aus unterschiedlichen Milieus kommenden Teenagern, um die es in «Joe & Marie» geht, vorerst durchaus schön erzählt und berührend, werden die Klischees je länger je dicker aufgetragen, so dass die Geschichte schlicht daran erstickt. Im dritten Film Schweizer Prominenz, in «Lou n'a pas dit non» von Anne-Marie Miéville, geht es um die Liebe, um Mann und Frau im Besonderen und im Allgemeinen. «Lou n'a pas dit non» überzeugt nicht zuletzt durch faszinierend gestaltete Bilder, schön und nie im *l'art-pour-l'art*-Stil. Zwar wird sehr viel und sehr hochgestochen gesprochen, doch schlägt einem der Film keinerlei Botschaften um die Ohren, sondern lässt – auch durch seine unspektakuläre Dramaturgie – viel Raum, fordert auf, Bilder zu lesen und gewissermassen auch zwischen den Bildern zu lesen.

Reise in die Vergangenheit

Schweizer Filme waren in Locarno, wie üblich, auch in anderen Sektionen vertreten. Etwa im Programmteil «Neue

Schweizer Filme», wo unter anderen Markus Imboden's «Ausgerechnet Zoé» (vgl. Seite 27) gezeigt wurde; ein Film, der im Wettbewerb alles andere als schlecht dastand wäre! Die «Kritikerwoche» schliesslich wartete mit einem ganz besonderen Leckerbissen auf, mit dem lange erwarteten neuen Dokumentarfilm von Richard Dindo. Wie schon früher beschäftigt sich Dindo hier mit einem Menschen, der nicht mehr am Leben ist, aber in den Köpfen vieler weiterlebt, unsterblich geworden ist. Diesmal ist es Che Guevara, der für mehr als eine Generation zum Helden gewordene Revolutionär. Auf sein während dem Kampf in Bolivien entstandenes Tagebuch stützt sich «Ernesto Che Guevara, le journal de Bolivie». Der Film beginnt mit einem längeren Prolog, mit Bildern vom Sieg der kubanischen Revolution, von Che Guevaras Reisen als Minister und von seinem Rückzug aufgrund eines bis heute undurchsichtig gebliebenen Zerwürfnisses mit der kubanischen Führungsetage. Dann folgt er dem kompromisslosen Revolutionär durch die Landschaft Boliviens, wo er mit einem Häufchen Männer



eine revolutionäre Bewegung in Gang zu setzen suchte, führt vor Augen, wie gering deren Kampfkraft an sich war in diesem weitgehend verlassenem Niemandsland, wie Che und seine Leute gejagt wurden, ihr Weg schliesslich in eine Sackgasse führte.

Dindo lässt Leute zu Wort kommen, die Che Guevara in den letzten Tagen seines Lebens begegnet sind, blendet Tagebuchseiten ein, folgt dem Weg des Revolutionärs durch das bolivianische Hinterland. Er verzichtet darauf, die Landschaft filmisch interessant zu machen, sie ist, wie sie eben ist, undurchdringlich, unübersichtlich. Trotz immer wieder ähnlichen Bildern der Umgebung, von Tagebuchseiten und der daraus vorlesenden Stimme fesselt «Ernesto Che Guevara, le journal de Bolivie»,

nimmt einem mit auf die von Enttäuschungen und Niederlagen begleitete Reise, gibt den Blick frei auf ein Unterfangen ohne Perspektive und ohne Aussicht auf Erfolg, das auch als Metapher für die Unmöglichkeit der Verwirklichung revolutionärer Ideen gelesen werden kann. Wiederum geht es Richard Dindo offensichtlich weder darum, an einer Legende weiterzustricken, noch diese zu demontieren. Vielmehr belässt er Che Guevara seine Faszination, erweckt ein Stück nicht allzuferner Geschichte zum Leben, macht sie miterlebbar. ■

